

Nach dem Weg fragen oder mit Personal im Supermarkt sprechen: Beiläufige Gespräche verschwinden, zeigt eine neue Studie. Was heißt das für uns – und unseren Wortschatz?

EVA HAMMERER

SALZBURG. Menschen reden nicht mehr so viel miteinander wie noch vor zehn Jahren. Das ergab eine Untersuchung aus den USA. Pro Tag sind es um 338 Wörter weniger – innerhalb eines Jahres macht das mehr als 120.000 Wörter. Das ergaben Analysen alltäglicher aufgezeichneter Gespräche von mehr als 2000 Teilnehmenden im Alter von 10 bis 94 Jahren. Die Datensätze stammen von insgesamt 22 Studien aus den USA, Mexiko, Europa und Australien, die über 14 Jahre durchgeführt wurden.

Ein Verlust von etwa 300 gesprochenen Wörtern pro Tag möge zunächst gering erscheinen, erklären die Forschenden Valeria Pfeifer von der Universität von Missouri und Matthias Mehl von der Universität von Arizona. Doch dies zeige, dass Tausende alltägliche Interaktionen nicht mehr stattfänden. „Wenn Menschen weniger miteinander sprechen, verpassen sie möglicherweise sowohl die unmittelbaren emotionalen Vorteile sozialer Interaktion als auch die langfristigen Vorteile starker Beziehungen“, wird Pfeifer von der Universität von Missouri zitiert.

Abseits der sozialen Komponente stellt sich die Frage: Verlieren wir mit den Gesprächen auch unseren Wortschatz? Der Soziolinguist Manfred Glauningler lehrt an der Universität Wien und forscht an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Er sieht die Frage differenziert. Niemand wisse, wie groß der Wortschatz der deutschen Sprache sei. Schätzungen gingen von 300.000 bis 500.000 Wörtern in der Gegenwartssprache aus. „Im Durchschnitt verwendet man davon circa 12.000.“ Dabei unterscheide man aber auch zwischen produktivem und rezeptivem Wortschatz. Letzterer umfasst alle Wörter, die jemand versteht, aber möglicherweise selbst nicht aktiv benutzt. Dieser ist meist größer als der produktive Wortschatz.

Der Wortschatz sei jedenfalls so dynamisch wie die Entwicklung



Das Smartphone haben wir im Blick, unser Umfeld rückt damit in den Hintergrund.
SN/APA/CHRISTOPH SCHMIDT

Wir sprechen jedes Jahr weniger Wörter

einer Gesellschaft, die sich ununterbrochen verändern müsse, „und die Sprache mit ihr“. Dabei könnten „manche Wörter verschwinden, weil Gegenstände und berufliche Tätigkeiten verschwinden, dafür kommen neue hinzu“, erklärt der Linguist. Zudem könne man ständig neue Wörter bilden, durch Komposita oder Ableitungen. Daher stellt Glauningler klar: „Es ist sehr schwer zu quantifizieren, ob der Wortschatz größer oder kleiner wird.“

Glauninglers Beobachtung nach aber werde durch die Digitalisierung „zweifelslos mehr geschrieben“ und generell werde mehr kommuniziert, wenn auch digital. „Jeder hat ein Handy in der Hand, liest, schreibt, spricht oder hört zu.“ Das sei quer durch alle Bevölkerungsschichten so. „Das hat sich radikal verändert: Früher waren ständiges Lesen und Schreiben nur bestimmten Gruppen vorbehalten.“

In der US-Studie zeigte sich, dass unter 25-Jährige weniger sprachen

– der Rückgang der Wörter lag bei 452. Bei über 25-Jährigen waren es 314, wenngleich sie ebenfalls weniger mit anderen ins Gespräch kamen. Dies deutet darauf hin, dass das Alter oder die Technologienutzung allein diesen Trend nicht vollständig erklärten, sagte Pfeifer.

„Vermutlich haben sich Gesprächskonventionen generell stark

„Jeder hat ein Handy in der Hand und liest, schreibt, spricht oder hört zu.“

Manfred Glauningler,
Soziolinguist

verändert“, erklärt Soziolinguist Glauningler. „Wenn man sich heute TV-Sendungen aus den 1970er-Jahren ansieht, merkt man, wie hochgestochen und langatmig gesprochen wurde. Heute muss in den Medien alles schnell und kurz sein. Auch in dieser Hinsicht wird weniger gesprochen.“

Der Mitautor der US-Studie, Matthias Mehl, geht davon aus, dass sich die reine Wortanzahl „über alle Kanäle“ wohl erhöht habe. „Das ist

aber eine andere Frage als die, ob uns das gesellschaftlich intakt hält. Gesprochene Worte transportieren etwas, was geschriebenen Worten oft fehlt – Präsenz, Tonfall, die Spontanität eines echten Austauschs“, wird er von der Universität Arizona zitiert.

Man dürfe indessen nicht in eine kulturpessimistische Falle tappen, warnt hingegen der österreichische Soziolinguist. „Früher bestand die Sorge, dass das Radio alles kaputt macht, dann das Fernsehen und jetzt die digitale Kommunikation.“ Allein die Tatsache verändere die Gesellschaft fundamental, dass auf Knopfdruck räumlich getrennte Menschen einander binnen weniger Sekunden sehen und hören könnten oder Milliarden Menschen mit Nachrichten versorgt würden. Und man dürfe auch nicht außer Acht lassen, dass schriftliche digitale Kommunikation oft von geschriebener Mündlichkeit geprägt sei. „Man schreibt Dialektales, Ausdrücke aus der Jugendsprache und beachtet meist keine Groß- und Kleinschreibung.“ Die Kommunikation auf Social Media sei oft so spontan, wie man spreche.

YouTube-Serie über das Leben Anne Franks

Anne-Frank-Haus begibt sich in acht Folgen auf Spurensuche.

AMSTERDAM. Die Serie „Anne Frank was here“ führe zu Stationen von Annes Leben, von ihrer Geburtsstadt Frankfurt über den Fluchtort Amsterdam bis hin nach Bergen-Belsen, wo Anne als 15-Jährige im Konzentrationslager gestorben sei, teilte das Anne-Frank-Haus mit. Für die Serie mit wöchentlich neuen Folgen tritt die Schauspielerin und Aktivistin Leyb Elias in die Fußstapfen ihrer entfernten Verwandten Anne Frank. Dabei trifft Elias in Annes ehemaligem Wohnhaus den Flüchtlingsautor Mohamed Ould Slahi, spricht in der Synagoge mit Jugendlichen über Vorurteile und Antisemitismus und redet mit Überlebenden des Holocaust.

Anne Frank (1929–1945) lebte zwei Jahre lang mit ihrer Familie und vier anderen Juden in einem Hinterhaus in Amsterdam im Versteck vor den deutschen Nazis. Dort schrieb sie ihr weltberühmtes Tagebuch. 1944 wurde das Versteck verraten und die Bewohner wurden in KZ deportiert. Nur Franks Vater Otto überlebte. Er veröffentlichte das Tagebuch seiner Tochter. Das Hinterhaus, in dem Anne es schrieb, ist heute ein Museum. Rund 40 Millionen Menschen haben es bereits besucht.

SN, APA, dpa

Fünftes Journalismusfest in Innsbruck

INNSBRUCK. Das Journalismusfest Innsbruck wartet in seiner fünften Auflage mit einem Blick auf internationale Krisen und bekannten Gästen auf. 170 Journalistinnen und Journalisten aus 23 Ländern werden zu der von 8. bis 10. Mai anberaumten Veranstaltungsreihe erwartet, darunter Friedensnobelpreisträger Ales Bialiatski aus Belarus, der im Berliner Exil lebende türkische Journalist Can Dündar und der langjährige ZDF-„heute journal“-Moderator Claus Kleber. SN, APA

Trend zu Größe, Boom der Kleinen, Drang zu Kooperation

Selten gab es mehr wichtige Nachrichten über Medien. Manche Vorgänge wirken gegenläufig. Lösungen erfordern aber Zusammenarbeit.



MEDIATHEK
Peter Plaikner

Wenn der Königberg vor lauter Krise bebt und die Regierung bei der Medienförderung keinen Stein auf dem anderen lassen will, geraten handfeste Zukunftsinvestitionen allzu leicht aus dem Blickfeld: Joyn und der ORF haben bei einem gemeinsamen AI-Day den rasanten Fortschritt der KI-Anwendungen im TV-Sektor präsentiert, die APA hat das erste Modul ihres KI-Redaktionssystems First in Betrieb genommen.

Ähnlich überlagert in Großbritannien schon die Hiobsbotschaft von 2000 Kündigungen, also rund einem Zehntel der BBC-Belegschaft, die zuvor wichtigste nationale Nachricht über Medien: Axel Springer kauft den „Daily Telegraph“. Die Inselreich-Regierung hat die Übernahme dieser Woche genehmigt – so wie das deutsche Bundeskartellamt die „Rheinische Post“ per Zukauf von „Westfalen-Blatt“ und „Neue Westfälische“ zum stärksten Tageszeitungshaus im größten Bundesland werden lässt. Das alles hat

mehr miteinander zu tun, als es vorerst scheint: Springers bisher größte Investition, der Milliardenzukauf „Politico“, ist durch 40 Millionen Aufrufe im Februar schon die meistbesuchte politische Nachrichtenwebsite in den USA. Die 660 Millionen für die „Telegraph“-Gruppe hingegen gelten einem eher altbackenen Zeitungstitel. Es ist eine Wette auf seine Markenstärke, um „führender Anbieter von KI-basiertem Journalismus für die freie Welt“ zu werden. Vor allem die „Bild“ liefert immer noch das Geld für diese globale Digitalstrategie von Europas einst größtem Papierzeitungshaus.

Die „Rheinische Post“ hingegen setzt auf regionale Dominanz, wie sie die Kartellwächter in Deutschland national lang unterbunden haben. Noch 2006 wurde die Fusion von Springer mit ProSiebenSat.1 verboten, wo heute die Berlusconi das Sagen haben. Unter dem Konkurrenzdruck der globalen Plattformen gibt es aber eine massive Tendenz weg von eigenständigen

mittelständischen Verlagen hin zu konzernartigen Gruppen. Das ist kein neues Schnittmuster für die kleine Medienlandschaft Österreichs. Außerdem gibt es neben dem Trend zu immer größeren Medienunternehmen einen fast gegenläufig anmutenden Boom von journalistischen Mini-Start-ups. Dazu kommt noch der wohl unvermeidliche Rück- oder zumindest Umbau der öffentlich-rechtlichen Riesen.

Um mit diesen drei internationalen Ingredienzen eine nationale Medienlandschaft zu erhalten, drängt sich auf, was hier infolge schwacher Wettbewerbskontrolle ohnehin nie so wirksam eingebremst wurde wie in Deutschland: Kooperation, Kollaboration, Koproduktion. Wer meint, das seien auch gute Schlagworte für den ORF und die Medienförderung, der liegt wohl nicht ganz falsch.

Peter Plaikner ist Politikanalyst und Medienberater mit Standorten in Tirol, Wien und Kärnten.